DEUTSCHLAND

Der letzte Optimist

Der Historiker und Kanzlerberater Jens Nordalm hat ein Buch geschrieben, warum wir noch immer in einem der besten Länder der Welt leben. Wie kommt er darauf?

Sven Prange Berlin

Die Zutat, die im Berliner Café „Einstein Unter den Linden“ am häufigsten auf den Frühstückstischen landet, ist weder Ei noch Joghurt – sondern ein gewisser Zynismus. Wo Politikmenschen auf Medienmenschen auf Verbandsmenschen treffen, prägt eine professionelle Verhärtung, angereichert mit mal mehr, mal weniger Galgenhumor, schon am Vormittag die Gespräche. Deswegen fällt Jens Nordalm an diesem Oktobermorgen an diesem Ort sofort auf. Während an den Nebentischen die nächste Volte im epischen Drama um den kontinuierlich kolportierten Kanzlersturz erörtert wird, erinnert Nordalm erst mal an Eduard Graf von Keyserling.

Der auch schon etwas länger verstorbene Adelige und Dichter, das sagt Nordalm allen Ernstes, werde ein wenig übersehen. Er setzt dann zu einem nicht ganz einfach zu schildernden Lobgesang auf Keyserlings seelenwärmende Kräfte an, an dessen Ende jedenfalls die These steht: Mehr Keyserling könnte weniger Gefahr für die deutsche Demokratie bedeuten.

Nordalm nimmt jetzt, was ihn ebenfalls von all den Kaffeetrinkern an den Nebentischen unterscheidet, einen Schluck aus seiner Teetasse; die erste große Erkältung dieses Herbstes, sie ist noch nicht ganz weg. Und so, wie der Tee hoffentlich die Folgen seiner Erkältung heilt, hat Nordalm auch einen Balsam für dieses aufgewühlte Land ausgemacht: die eigene Geschichte. Deutschland, da ist sich der Mann, der schon für Joachim Gauck, Wolfgang Schäuble und, ja, auch Angela Merkel Reden schrieb und dies nun für einen gewissen Friedrich Merz macht, sicher, müsse sich einfach wieder mehr auf sein kulturelles und intellektuelles Erbe konzentrieren. Dann gehe es dem Land automatisch wieder besser.

Die Therapie

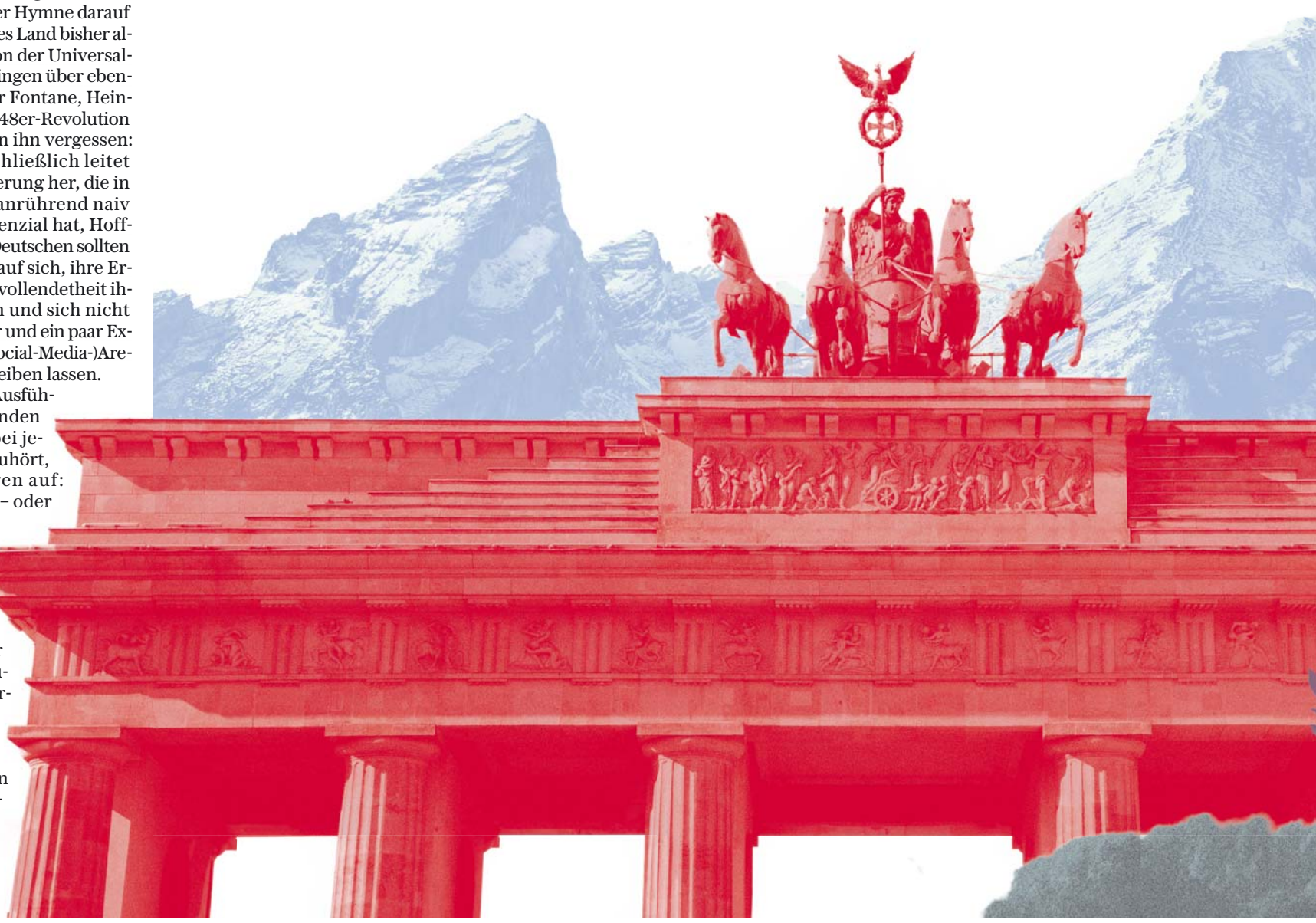
Er hat dazu gleich ein ganzes Buch geschrieben: „Deutschland. Das unterschätzte Land“. Ein Loblied, in dem er so ziemlich alle großen Geister und schönen Errungenschaften seit dem Mittelalter zu einer Hymne darauf zusammenstrickt, was dieses Land bisher alles Großes geleistet hat: von der Universalgelehrten Hildegard von Bingen über ebenjenen Keyserling, Theodor Fontane, Heinrich Heine, die Väter der 1848er-Revolution bis hin zu, wie könnte man ihn vergessen: Thomas Mann. Daraus schließlich leitet Nordalm eine Schlussfolgerung her, die in diesen Tagen schon fast anrührend naiv klingt – und doch das Potenzial hat, Hoffnungen zu erwecken: Die Deutschen sollten einfach mal wieder mehr auf sich, ihre Errungenschaften, die Formvollendetheit ihrer Demokratie vertrauen und sich nicht von einigen Populisten hier und ein paar Extremisten dort durch die (Social-Media-)Arenen des Gegenwärtigen treiben lassen.

Und wenn man diese Ausführungen liest, den ergänzenden Erklärungen Nordalms bei jenem Treffen im Einstein zuhört, drängen sich zwei Fragen auf: Spricht hier ein Träumer – oder sieht hier jemand etwas, was andere nicht sehen? Und reicht dieser Gedankengang am Ende nur für knapp 200 Seiten Büchlein – oder womöglich auch für die Begründung einer neuen deutschen, liberalen Bürgerlichkeit, nach der etwa eine gewisse Kanzlerpartei gerade so händeringend im Kampf zwischen linkem Zeitgeist und rechtem Pöbel sucht?

Was dieses Buch sein will, sagt Nordalm gleich zu Beginn mit erfrischender Unbescheidenheit: „Etwas mehr Begeisterung führt zu deutlich mehr Orientierung und Gelassenheit: Das ist die These und zugleich der Therapievorschlag dieses Buches.“ Eine politische Neuausrichtung brauche es ausdrücklich nicht, sondern „einen anderen Blick auf uns selbst“.

Dass die Deutschen mit Liebeserklärungen an sich selbst fremdeln, ist allerdings kein neuer Befund. Nordalm stellt dem Buch einen Stoßseufzer des Schriftstellers Wilhelm Heinse voran, notiert um 1782 in Rom: „Wir Teutschen können unsere Natur nicht leiden, unsern langen Winter und das Regenwetter im Herbst und Frühling.“ Man hätte den Satz an diesem Oktobermorgen auch im Einstein mitschreiben können.

Hier freut sich einer an den Pointen der Kulturgeschichte wie andere an einer guten Quartalsbilanz. Etwa daran, dass Leipzig 1723 eigentlich den Darmstädter Hofkapellmeister Christoph Graupner zum Thomaskantor machen wollte, der Landgraf ihn aber nicht gehen ließ. „In Leipzig nahm man dann zähneknirschend: Bach.“ Und dann eben Keyserling. Was Nordalm an dem deutsch-baltischen Grafen fasziniert, steht in einem Satz, der viel über den Autor selbst verrät: „Man blickt schon nach wenigen Seiten alle Menschen um sich gnädiger, liebevoller an.“ Einen ganz und gar Unsympathischen gebe es in diesen Erzählungen nicht. Ähnlich bei Fontane, den Nordalm gegen Flaubert in Stellung bringt: „Bei Fontane hat jeder recht, bei Flaubert niemand.“ Man muss nicht lan-



© Handelsblatt GmbH. Alle Rechte vorbehalten. Zum Erwerb weitergehender Rechte wenden Sie sich bitte an nutzungsrechte@vhb.de.

ge suchen, um darin das Programm einer Debattenkultur zu erkennen.

Jens Nordalm ist ein wirklicher Optimist der Prozesse. Er glaubt etwa, dass die Dinge allein schon deswegen gut werden, weil sie in der bundesdeutschen Verfassung gut angelegt sind. Ein tiefer Glaube, dass aus Tradition Institution und daraus eine nachhaltige Stabilität wurde, prägt seine Gedankengänge. „Auch unsere Demokratie ist von uns selbst unterschätzt“, schreibt er. „Wir trauen ihr zu wenig zu. Wir trauen uns zu wenig zu.“ Dazu gehört auch der Glaube an das Funktionieren klassischer Debatten. Nordalm etwa setzt sich sehr differenziert mit der Tradition, die Zeit des nationalsozialistischen Reichs aufzuarbeiten, auseinander. Er schreibt: „Die deutschen Menschheitsverbrechen in der Zeit des Nationalsozialismus sind Teil dieser deutschen Geschichte und haben ihren dauernden mahnenden Platz in unserem historischen Bewusstsein. Was hieraus trotzdem nicht zwingend folgt, ist die Vorstellung einer langen Kette deutscher demokratischer und moralischer Defizite durch die Jahrhunderte.“

Allein dieses „trotzdem“ in Zusammenhang mit der NS-Zeit hätte das Potenzial, ihm ordentlich um die Ohren zu fliegen. Nordalm traut sich dennoch, weil er zutiefst daran glaubt, dass eine differenzierte Debatte möglich sein muss. Er wirkt ehrlich betroffen, dass man ihn falsch verstehen könne. Und er wirkt ehrlich besorgt, dass das Meinungsspektrum zu eng geworden sei.

Wie weit es reichen darf, führt das Buch in einer langen Litanei nach stets demselben Muster vor: „Man kann finden …“ – „Man kann aber auch finden …“. Zuwanderung, Klimaschutz, Völkerrecht: Zu allem gibt es mindestens zwei legitime Haltungen und am Ende ein bemerkenswert fröhliches Fazit: „Machen wir miteinander aus, wo wir hinwollen – nichts davon gefährdet unsere Demokratie!“



> „Etwas mehr Begeisterung führt zu deutlich mehr Orientierung und Gelassenheit.
>
> **Jens Nordalm**
> Autor

Es sind sehr filigrane Gedankengänge, die aber auch auf die Empfehlung hinauslaufen: einfach mal mehr Robustheit wagen. Einfach mal in der Debatte wieder anecken, einen Punkt machen, Unterscheidbarkeit herstellen. Demokratie, das glaubt man nach einer Unterhaltung mit Nordalm wieder etwas überzeugter, lebt vom Wettstreit der erkennbaren Alternativen und nicht vom Dauerkompromiss. Was rein inhaltlich und weniger formell zu verstehen ist. Denn am Ende weiß natürlich auch Nordalm, dass jeder inhaltlichen Diskussion ein zusammenführender Entschluss folgen muss.

Für den Weg dorthin empfiehlt er im Buch eine Haltung, die man so manchem Koalitionsausschuss ins Protokoll schreiben möchte: „Man müsste nur nach jeder politischen Äußerung zu einem lösenden Lächeln in der Lage bleiben.“

Er könnte ja daran verzweifeln, dass er Christian Wulff zu dessen Zeiten als Bundespräsident, später dann Gauck, Merkel, Schäuble, nun Merz alle diese Gedanken in ihre Reden schreiben konnte und könnte – und offenbar nichts davon zündet. Aber in dem Glauben daran, dass in dieser Rückbesinnung auf das, was dieses Land schön macht, etwas Tröstliches und Vereinendes liegen könnte, ist er unerschütterlich.

Blind für die Lage ist er dabei nicht. Im Buch zählt er auf, warum viele die Bundesrepublik nicht mehr „einverstanden und gelassen als Erfolgsgeschichte“ erzählen mögen: Euro-Rettung, Energiepolitik, Migration, Russland. Und „weil es nun die AfD gibt. Und eine Union, die deren ‚rechte Narrative‘ übernehme“. Dass der Redenschreiber des Unionskanzlers diesen Vorwurf so ungerührt referiert, gehört zu den kleinen Kühnheiten des Buches. Seine Antwort darauf: Die Deutschen hätten „wieder neue Gründe gefunden für die alte ‚Selbst-Antipathie‘“ – ein Begriff, den er sich bei Thomas Mann leiht.

Nun ist es ja so, dass nicht nur die deutsche Gesellschaft derzeit auseinanderzufliegen droht. In den USA, in Frankreich, Italien, Österreich – es ist ja nirgendwo wirklich anders. Auch in Nationen nicht, die wie die genannten ihr historisches und kulturelles Leben deutlich präsenter im Alltag haben als die Deutschen. Man könnte also sagen, dass Nordalms Kniff schon den internationalen Plausibilitätstest nicht besteht. An dieser Stelle stockt Nordalm kurz. Man könne, sagt er dann, die Dinge in den verschiedenen Gesellschaften nicht miteinander vergleichen. Der Drang zu den Extremen sei in Deutschland schon sehr bedeutend ausgeprägt. Auch das Buch kennt Momente des Zweifels. Den Nationalstaat verteidigt Nordalm dort als „das beste Getriebe“ der Demokratie und beruft sich auf Ernest Renans Formel von der Nation als „täglichem Plebiszit“ – um sogleich nachzuschieben: „Wenn es denn eines ist! Wenn es denn, sagen wir – weniger streng – wöchentlich zu einer Bejahung kommt!“ Da ertappt sich der Optimist selbst beim Optimismus.

Die verschüttete Bürgerlichkeit

Wann ging den Konservativen eigentlich diese Bürgerlichkeit, die hier vor einem sitzt, verloren? Und auch diese gute Laune, die derzeit im konservativen Teil des Landes ja eher verschütt liegt? Wer Nordalms Begeisterung für Fontane, Mann und Keyserling sieht, der ahnt: Es muss hier irgendwo einen liberalen, zuversichtlichen Konservatismus im Land geben, für den eigentlich alle Zutaten bereitet wären, der vielleicht nur etwas verschüttet ist – der vielleicht auch derzeit von der Vulgär-Bürgerlichkeit eines Wolfram Weimer, bei dem der Furor der Worte immer etwas überzeugender als deren Substanz daherkommt, überplärrt wird.

Im Buch legt Nordalm diese Tradition sogar frei, mit Namen, die heute allenfalls noch in Staatsrechtsseminaren fallen: Wilhelm Hennis, Ernst-Wolfgang Böckenförde, Paul Kirchhof, dem „Professor aus Heidelberg“ aus Gerhard Schröders Wahlkampf 2005. Ihr Schutzheiliger ist bei Nordalm der Philosoph Odo Marquard, ein „Weigerungsverweigerer“, der Sätze prägte wie „Hier stehe ich und kann auch immer noch anders“. Man ahnt, warum eine solche Tradition gerade wenig Konjunktur hat: Sie taugt nicht zum Wutvideo.

Nordalm weiß natürlich auch, dass die Republik noch nicht gleich besser funktioniert, wenn er dem Kanzler jetzt mehr Hölderlin in seine Reden schreibt, den der dort ohnehin nicht haben will. Aber er glaubt schon: Den Deutschen ist da etwas verloren gegangen, weil sie eben zu wenig Hölderlin im Bewusstsein haben. Zu wenig Mann, zu wenig Fontane, und Keyserling eben auch.

Da ist auch das Problem mit der Führung: Die Vorstellung fällt jetzt nicht unmittelbar leicht, dass ein Friedrich Merz, ein Markus Söder und ehrlicherweise auch ein Hendrik Wüst oder, ja, offenbar neu vom Kanzler entdeckt, eine Ines Claus aus Hessen nun plötzlich den deutschen Literaturkanon für sich entdecken und damit ein neues Lagerfeuer entfachen, das die bürgerlichen Herzen wärmt.

Auch ist die Figur des Public Intellectual, die eine solche Rolle einnehmen könnte, derzeit unbesetzt in Deutschland. Peter Sloterdijk? Zu zynisch. Joachim Gauck? Zu sehr im Ruhestand. Thea Dorn? Gut, das führt an dieser Stelle nicht weiter. Nordalm nennt schließlich Udo Di Fabio, was immerhin einleuchtet. Was aber natürlich auch etwas über dieses Land aussagt: dass nach zehn Minuten Gedankenwinden ein Name übrig bleibt, bei dem die Mehrheit der Deutschen allenfalls eine nebulöse Ahnung haben dürfte, was der noch mal genau gemacht hat.

Vielleicht ist es deshalb kein Zufall, dass Nordalms Buch nicht bei einem Staatsdenker endet, sondern bei Loriot. Der habe, zusammen mit Robert Gernhardt und Gerhard Polt, die deutsche Sprache „funkelnder, intelligenter und politisch-moralisch unerschrockener im Griff“ gehabt als die ernsten Kollegen. Wer dieses Land mögen will, so ließe sich das lesen, muss es zuweilen auch komisch finden dürfen. Und so hat es natürlich etwas von einem schönen Traum, in den dieser Jens Nordalm einen da mit seinem Essay entführt. Wäre es wirklich so schwierig, ihn wahr werden zu lassen? ◂



Getty Images (5), Jackie Thomae/PR

Jens Nordalm: Deutschland – das unterschätzte Land. Cotta 2026, 195 Seiten, 18 Euro.

© Handelsblatt GmbH. Alle Rechte vorbehalten. Zum Erwerb weitergehender Rechte wenden Sie sich bitte an nutzungsrechte@vhb.de.